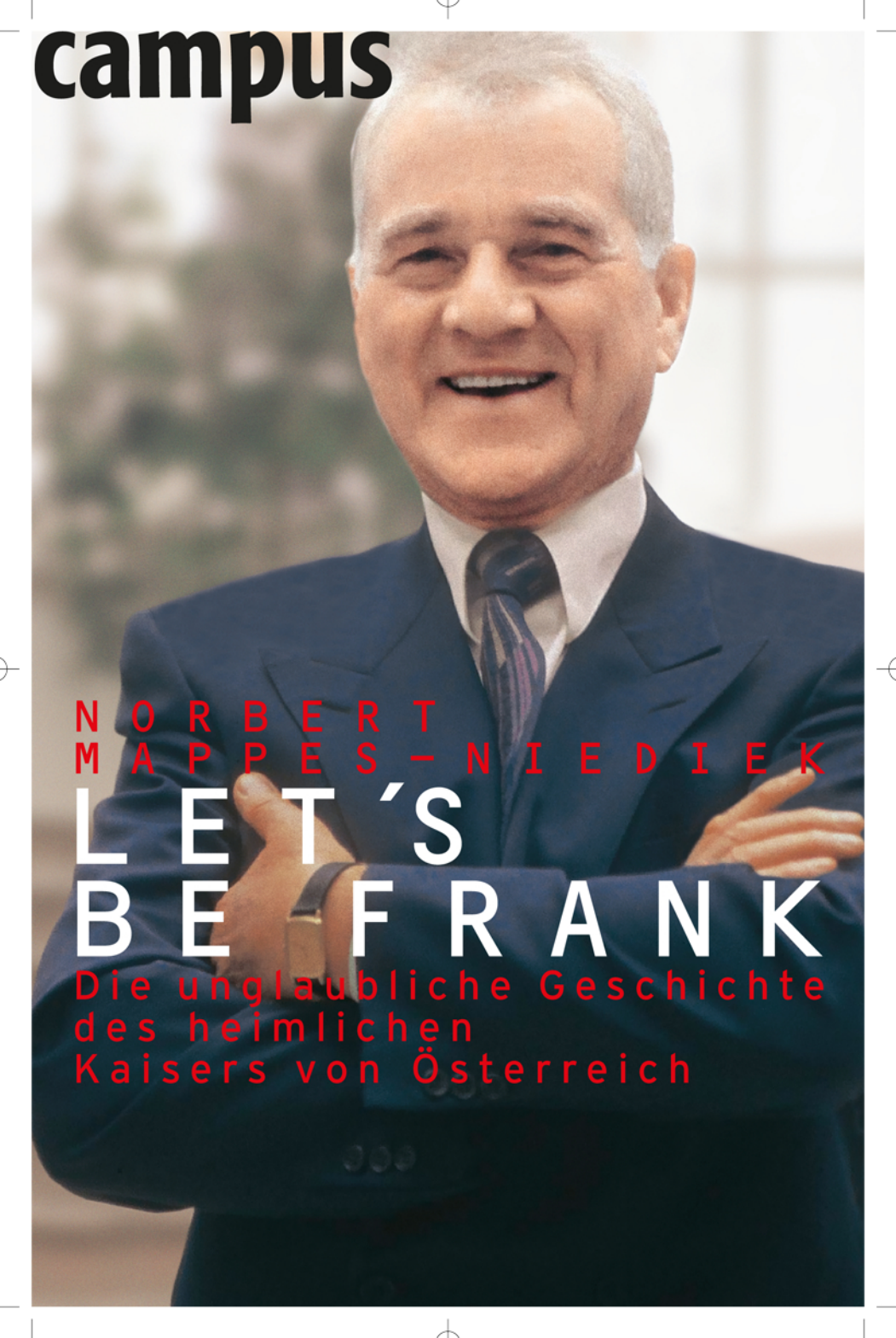


A color portrait of Norbert Mappes-Niediek, an older man with grey hair, smiling and wearing a dark blue suit, white shirt, and a striped tie. He has his arms crossed. The background is a blurred outdoor scene with trees and a building.

campus

N O R B E R T
M A P P E S - N I E D I E K

LET'S
BE FRANK

Die unglaubliche Geschichte
des heimlichen
Kaisers von Österreich

Let's be Frank

Norbert Mappes-Niediek ist Österreich-Korrespondent der Rotterdamer Zeitung *NRC Handelsblad* und schreibt unter anderem für den *Standard*, die *Zeit* und die *Financial Times Deutschland*. Er ist Autor der Bücher *Österreich für Deutsche* und *Balkan-Mafia*.

Norbert Mappes-Niediek

Let's be Frank

Die unglaubliche Geschichte
des heimlichen Kaisers von Österreich

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.
ISBN 3-593-37564-8

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2004 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Büro Hamburg

Umschlagmotiv: © APA/Wirtschaftsblatt/Tanzer

Satz: Fotosatz L. Huhn, Maintal-Bischofsheim

Druck und Bindung: Freiburger Graphische Betriebe

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Ein Mann sieht Gold	
Kapitalismus in Österreich	7
Von der Hütte in den Palast	
Eine Märchenkarriere	24
Konzern der Werkzeugmacher	
Die Erfolgsgeschichte der Magna	41
Kanadier unter Kanadiern	
Frank und die Society	63
Für das eigene und das allgemeine Beste	
Politik und Ideologie	73
Steyr, Daimler, Puch und Stronach	
Der Sprung nach Europa	88
Im Land der Zulieferer	
Vom Austro-Porsche zur Magna-Welt	111
Shopping im Nationalrat	
Der politische Streichelzoo	134

Weit, breit und teuer

Das Stronachsche Niederösterreich 151

Eine große Familie und ein ganz großer Papi

Fränk und seine Arbeiter 164

Eurofighter und VOEST

Die Mission des Karl-Heinz Grasser 185

Teure Hobbys

Galoppierende Pferde, trabende Fußballer 199

Was nach Frank Stronach kommt 217

Literaturverzeichnis 236

Register 239

Ein Mann sieht Gold

Kapitalismus in Österreich

»Kennst' die goldene Regel?« Die Frage kommt immer, in jedem Gespräch, dabei ist das mit der goldenen Regel nichts weiter als ein Kalauer und nicht einmal ein origineller. »Wer das Gold hat, macht die Regel«, heißt die Antwort auf die selbst gestellte Frage; sie kommt immer prompt und lautet immer gleich. Frank Stronach lacht nicht, wenn er seine Formel ausgibt, er verzieht nur dann und wann ein bisschen spöttisch den einen Mundwinkel. Es ist eine Herausforderung, eine kleine Provokation, kein Witz, und gern beobachtet er die Wirkung seines kurzen, etwas brutalen Satzes auf wechselnde Besucher. Viele hätten ihm gern sofort widersprochen. Wenige tun es. Nicht weil sie zu feige sind. Sie fürchten vielmehr, mit einer Antwort plötzlich in einer ungesunden Allgemeinheit zu landen, wo es dann um die Grundfragen der Gesellschaft, das Wesen des Menschen und die gesammelte Lebenserfahrung dieses doch nicht mehr ganz jungen Herrn geht und sich bald niemand mehr auskennt.

Die Sorge ist berechtigt, denn Frank Stronach neigt auch ohne Widerspruch dazu, einfach weiterzureden. Dann legt er die Hände in den Nacken, lehnt sich im Sessel zurück, betrachtet die Zimmerdecke und gleitet mit seinen Worten langsam ins gemächlichere Fahrwasser der unternehmerischen Festreden. Er will »die Ketten der Dominierung konstruktiv abbauen«.

So, glaubt er, können wir eine bessere Welt schaffen. Eine »freie Person« soll jeder sein, das ist wichtig, obwohl es natürlich auch Regeln geben muss in einem Gemeinwesen, und nicht nur goldene, wie man erfährt, wenn man weiter zuhört. Kein Kind soll hungrig in die Schule müssen, wenn es nach Frank Stronach geht. Auch »viel mehr Sport« sei an den Schulen zu unterrichten, denn der fördere das Konkurrenzgefühl, sagt der Mann mit den kurzen weißen Haaren und schaut dann schon ein wenig visionär hinaus auf den unendlich weiten, unwirklich grünen Rasen vor dem Fenster. Eine kleine Pause entsteht; der Besucher ist vergessen, sacht weht der Weltgeist durchs Zimmer.

Hier spricht der Chef; ob seine Worte richtig sind oder falsch, gescheit oder platt: Man widerspricht ihm besser nicht. Wenn er zwischen aufgestellten Buchsbaumkübeln redet, etwa vor seinen Lehrlingen in seiner Heimatstadt Weiz, dann grinsen die frechen unter ihnen sich an. Das tun sie nicht nur wegen des Arnold-Schwarzenegger-Rs, das Amerikanern steirischer Herkunft eigen ist, sondern weil der Mann nicht einmal den Magistertitel trägt und trotzdem keine Scheu hat, die Jugend mit einer Überdosis an Lebensregeln einzudecken. Die Erwachsenen reagieren kaum anders. Viele rätseln seit seinem Auftreten in Österreich, wer dieser Stronach eigentlich ist und was er will. Einfach ein Scharlatan, ein verkrachter Emigrant, wollten erste kritische Stimmen wissen. Sie irrten. Stronachs Magna-Konzern ist erfolgreich, gesund und einer der größten Autozulieferer der Welt. Ein Abzocker, ein Privatisierungsgewinnler? Stronach hat überall in der Steiermark Firmen gegründet, Fabriken gebaut, Arbeitsplätze geschaffen; und dem neuen Juwel seines Weltkonzerns, der früheren Steyr-Daimler-Puch AG mit dem Zentrum in Graz, hat er die lukrativsten Aufträge von Autoherstellern aus aller Welt verschafft. Ein Missionar und Anhänger einer noch nicht in vollem Umfang bekannten Glaubenslehre, der mit seinem Geld die Welt umkrepeln wollte?

Die meisten haben sich inzwischen darauf geeinigt, ihn für eine Art Märchenkönig zu halten: einen reichen und mächtigen, aber im Grunde einfachen und gutmütigen Mann, der aus dem fernen Amerika kommt und die sympathische Naivität der Menschen dort teilt. Auch die Kritik an Frank Stronach ist der Mehrheit nicht fremd. Sie richtet sich aber vornehmlich, vor allem in der Fußballwelt, gegen die geldgierige und zu allem Überfluss politiknahe Umgebung des Großspenders. Er selbst bleibt einer, mit dem man sich prächtig verstehen könnte, wenn er nicht ständig von den Schranzen seines Hofstaats umgeben wäre. 38 Prozent würden ihn nach einer Umfrage zum Bundespräsidenten wählen. Und als wäre er es schon, hängt in der Weizer Höheren Technischen Lehranstalt im Direktorenzimmer sein Konterfei.

Wer oder was ist Frank Stronach? Ganz so einzigartig, wie es scheint, ist das Phänomen nicht. Stronach ist ein Typus, den man nur deshalb nicht gleich erkennt, weil man ihn in dieser Weltgegend eigentlich nicht vermuten würde: Er ist ein Tycoon. Das Wort, das im Deutschen manchmal auch Taikun geschrieben wird, kommt aus dem Chinesischen und bedeutet »großer Herr«. Geprägt wurde der Begriff für den japanischen Shogun, den Heerführer im Kriege, der in Friedenszeiten seine erhebliche Macht auch gegenüber seinen Landsleuten und vor allem gegenüber der zivilen Beamtenhierarchie ausspielte. Der Tycoon war nicht der Kaiser, aber doch so etwas wie der heimliche Kaiser von Japan.

In der Zeit um den Ersten Weltkrieg begann man in den USA, das schöne Wort für mächtige Unternehmer und Wirtschaftsführer zu verwenden, die mit ihren Imperien dem Staat Konkurrenz machten. Nicht jeder, der viel Geld und einen großen Konzern sein Eigen nannte, war deshalb schon ein Tycoon. Es musste dazu der Wille erkennbar sein, Macht auszuüben, zu glänzen, zu sponsern und sich und sein Unternehmen auf viele Sphären der Gesellschaft auszudehnen. Als erster Tycoon Ame-

rikas gilt der Kaufmann, Seemann, Bankier, Philanthrop und Patriot Stephen Girard aus Philadelphia, der sich in der Seefahrt, dem Baugewerbe, dem Bankwesen, dem Bergbau und bei der Eisenbahn verwirklichte, den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg finanzierte und nicht zuletzt im Erziehungswesen seine Spuren hinterließ. Stephen Girard wurde 1750 in Bordeaux geboren und hat nie eine Schule besucht. Er heuerte mit dreizehn Jahren auf einem Schiff an, arbeitete sich mit ungeheurem Ehrgeiz hoch und war mit 23 schon Kapitän – eine geradezu Stronachsche Karriere. Als Girard mit 81 Jahren starb, war er der reichste und wahrscheinlich einer der mächtigsten Männer der Vereinigten Staaten. Es gibt, zumindest in Amerika, neben diesem ersten auch einen »letzten Tycoon«, über den Elia Kazan 1977 einen berühmten Film drehte. Vorbild für den Titelhelden ist bezeichnenderweise kein Industriekapitän oder Herr einer Handelsflotte mehr, sondern eine Figur aus dem Show-Business: der Hollywood-Produzent Irving Thalberg (1899–1936). Die große Zeit der Tycoons war im 20. Jahrhundert vorbei. Nur in der Traumfabrik konnte man noch schön, klug, reich, gut und mächtig sein und dazu von allen geliebt werden.

Das gilt wenigstens für Amerika und die westliche Welt. Seit 1990 erleben Sache und Begriff in den ex-sozialistischen Staaten Osteuropas eine Renaissance. Tycoons oder »taikuny« lassen sich in großer Zahl vor allem in der früheren Sowjetunion und auf dem Balkan besichtigen; das serbisch-kroatische Wort »tajkunizacija«, Tycoonisierung, hat sich, aus der wirtschaftspolitischen Fachsprache kommend, in die Publikumspresse ausgebreitet.

Der neue Tycoon ist ein Produkt der Privatisierung. Überall in Osteuropa standen die Regierenden zu Anfang der neunziger Jahre vor dem Problem, aus dem öffentlichen Eigentum der bisherigen Staatswirtschaft privates Eigentum zu machen. Nur wenige waren bereit, sich von einem Tag auf den anderen für

alles, was mit Wirtschaft zu tun hatte, für unzuständig zu erklären und die bisherigen Staatsbetriebe einfach ihrem Schicksal zu überlassen – wie es in Albanien geschehen ist und verheerende Folgen gezeitigt hat. Andere, wie etwa Tschechien, entwickelten komplizierte Modelle einer »Coupon-Privatisierung«, bei der Anteilsscheine unter die Bevölkerung verteilt wurden. Das Modell hatte den Nachteil, dass auf diese Weise kein Kapital in die Staatskasse kam und man nicht wusste, wo die Scheine – und damit die Kontrolle über die Unternehmen – einmal landen würden. Die Fonds und erst recht die neuen Kleinaktionäre freuten sich zwar über Dividenden, waren aber weder bereit noch in der Lage, Unternehmen zu führen.

Am liebsten hätten die osteuropäischen Politiker die Staatsfirmen erfolgreichen und wirtschaftlich potenten Unternehmerpersönlichkeiten in die Hände gegeben, Leuten, von denen sie erwarten konnten, dass sie weitsichtig wirtschaften würden. Aber woher nehmen? Niemand im eigenen Land hatte das Geld, eine größere Staatsfirma einfach zu kaufen. Wenige wollten dem Beispiel der Ungarn folgen, die unter dem Druck ihrer Schuldenlast ausländisches Kapital ins Land holten und alles an internationale Konzerne oder an deutsche und österreichische Mittelständler abgaben. Meistens hielten die Regierenden selber Ausschau nach geeigneten Kapitalisten. Ein äußerst korruptionsträchtiges Verhältnis: Wer reich werden wollte, musste sich an die Politiker halten. Diese neigten natürlich dazu, die »fähigsten Köpfe« in ihrem nächsten Umfeld zu suchen – nicht selten im familiären.

In wenigen Jahren machten sich drei Sorten Tycoons in Osteuropa breit. Zum einen gab es die »Spezis«, Leute, die von mächtigen Politikern für wirtschaftliche Talente gehalten und deshalb großzügig mit Unternehmen versorgt wurden – so wurde ein Tennispartner des Präsidenten zum Rockefeller Kroatiens. Andere Mächtige – etwa in Serbien, dem Kosovo und in Mazedonien – taten sich in Kreisen um, wo schon reichlich

Geld vorhanden war. Da aber im Sozialismus niemand legal hatte reich werden können, waren diese Kreise klein. Eine Fraktion bestand aus Kriminellen oder Halbkriminellen, die nach dem Fall des Sozialismus in sehr kurzer Zeit mit Drogen oder Waffen zu viel Geld kamen, eine andere Fraktion aus Emigranten, die im Ausland reich geworden waren. Alle drei Typen: die Spezis, die Gangster und die Emigranten, wurden klassische Tycoons: keine Nadelstreifenkapitalisten, die sich hinter Vorhängen versteckten und ihr Geld zählten, sondern strahlende Helden der neuen Zeit, oft präpotent, manchmal schrill und immer daran interessiert, wahrgenommen, verehrt und ausgezeichnet zu werden. Der Tycoon ist nicht nur ein wirtschaftliches, sondern auch ein kulturelles Phänomen. Gleich drei Gründe sind dafür maßgeblich: Zum Ersten entstammen Tycoons selbst zumeist einer Szene, wo zwischen Reichtum, Macht und Ruhm kein Unterschied gemacht wird. Der wichtigste Mann im Dorf ist am größten Haus zu erkennen. Zum Zweiten wollen gerade die Politiker, denen die Tycoons ihren Reichtum verdanken, dass die neuen Kapitalisten für alle sichtbar sind. Es nützt ihnen nichts, wenn die Fabrik in der Kleinstadt jetzt unauffällig für Siemens arbeitet. Der Erfolg muss ein Gesicht haben, einen weißen Anzug, einen Porsche und eine Villa. Nicht den Ausverkauf an »das Ausland« bringt die neue Zeit, sondern Glück für den Tüchtigen – das ist die Botschaft, die sie transportieren möchten. Zum Dritten will das Volk es so. Wer im Sozialismus aufgewachsen ist, nimmt »die Wirtschaft« nicht als schattenhaften Sektor einer Gesellschaft wahr, in der Politik, Fernsehshows und Werbung fast alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Alle wollen wissen, wem die Fabrik gehört, wie der Eigentümer aussieht und was für ein Auto er fährt.

Österreich ist zwar kein postkommunistisches Land, hat mit seinen östlichen Nachbarn aber vieles gemeinsam. Schon mitten im kalten Krieg, als jedermann Kapitalismus und Sozia-

lismus als einen Gegensatz wie Feuer und Wasser ansah, hat der in Wien sozialisierte britische Historiker Eric J. Hobsbawm das Sakrileg begangen, die Nachbarländer Österreich und Ungarn fernab aller Ideologie, nur nach ihren tatsächlichen Verhältnissen zu vergleichen. Er fand, dass die Industrie und die Banken zu beiden Seiten der Grenze staatlich waren und entdeckte hier wie da einen kleinen Privatsektor in dienender Funktion. In Budapest regierte eine Partei, in Wien zwei und hier wie da war die Regierung durch Wahlen praktisch nicht absetzbar. Die Ähnlichkeiten haben sich gehalten. Zu beiden Seiten der Grenze begann in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre ein Umschwung zu liberalen Wirtschaftskonzepten, gefolgt von Privatisierung; in beiden Ländern wurde der Wechsel von den herrschenden Parteien ins Werk gesetzt. Auch in Österreich standen für die großen Staatsfirmen nur wenige potenzielle Käufer zur Verfügung, mehr als in Ungarn, aber nicht genug. Die wenigen richtig Reichen hatten an Industriebetrieben kein Interesse oder waren so sehr in die politischen Händel des Landes verstrickt, dass eine Machtübertragung an sie zu einem politischen Erdbeben geführt hätte. Österreich brauchte einen Tycoon: Landeskind, vorzeigbar, solide, ökonomisch potent, politisch neutral. Jetzt, wo er da ist, muss das Land sich ihm gegenüber neu definieren, die Sphären von Wirtschaft und Politik trennen, Rechte neu verteilen und den Magnaten in seine Schranken weisen. Das geht nur im Konflikt. Frank Stronach wenigstens führt diesen Konflikt ohne Scheu.

Wer das Gold hat, macht die Regel, Geld regiert die Welt, das Sein bestimmt das Bewusstsein: So etwas sagen normalerweise nicht die Kapitalisten, sondern ihre Gegner, um klar zu machen, was die Demokratie in ihren Augen ist: Augenwischerei. Zwar macht vielleicht so mancher Reiche wirklich mit seinem Gold die Regeln, er wird dann aber im Allgemeinen nicht darüber reden und sich lieber hinter Gesetzen verstecken, geschriebenen und ungeschriebenen, und wird so tun, als bewege

er sich immer nur in einem vorgegebenen legalen Rahmen. Aus dem Munde eines Kapitalisten klingen solche Bekenntnisse bedrohlich: Hier agiert einer, der das demokratische Gesülze gar nicht nötig hat. So ist dieser Spruch auch durchaus gemeint; gerade wer Frank Stronach mit Regeln, Gesetzen und Verordnungen kommt, wird von ihm mit der »goldenen Regel« bekannt gemacht, die alle anderen Bestimmungen schlägt. Aber dieser Mann löst mit seiner Provokation in Österreich weniger Widerspruch und demokratische Empörung als vielmehr eine Art Unterwerfung aus.

Österreich verhält sich gegen Frank Stronach wie die Belegschaft einer Firma in Erwartung eines neuen Eigentümers: Jeder geht ein wenig in die Igelstellung und verteidigt das unmittelbare Revier, bleibt aber wachsam und schaut zu, was sich im Großen ändert. Man sorgt sich: Was ist der neue Eigentümer für einer? Wird er Erfolg haben? Bleiben unsere Sozialleistungen erhalten? Diese Haltung muss niemanden verwundern. Österreich war lange Zeit in der Tat so etwas wie eine Firma. Jeder hatte seinen Job und seine Funktion, und über allem thronte die Regierung, die nicht nur die Beamten, sondern auch die Banken und die wichtigsten Industriebetriebe kontrollierte. Selbst für den großen Privatsektor war die Staatsspitze so etwas Ähnliches wie eine Holding, die sich zwar nicht direkt einmischte, aber doch dafür sorgte, dass österreichische Unternehmen im Lande und auf fremden Märkten untereinander nicht zu sehr in Konkurrenz gerieten. Der Staat erteilte den Apotheken je nach Versorgungslage ihre Konzessionen, und die Bürgermeister sorgten sich um die Zahl der Lebensmittelgeschäfte am Ort. Die vielen exportierenden Firmen kamen einander kaum je ins Gehege: Österreich war klein, die Welt war groß. Die kleinen Selbstständigen waren über das Kammerwesen in die staatliche Hierarchie eingebunden. Ob jemand Lehrer in war oder Krankenschwester, Ingenieur bei der VOEST oder Bäcker in einer Kleinstadt – alle dienten an verschiedenen Plätzen

einem einzigen System, in dem von oben her alles wohl geordnet war. Der Bürgermeister hieß »Ortschef« und der Bundeskanzler stand an der Spitze einer ebenmäßigen Gesellschaftspyramide. In Amerika dagegen dominierte ein ganz anderes Bild vom Staat: das liberale. Danach ist der Staat mit seinen Institutionen der Schiedsrichter auf einem großen Feld, auf dem alle nach bestimmten Regeln gegeneinander spielen.

Österreichs System konnte nur so lange funktionieren, wie die großen Betriebe in Staatshand waren. Warum sollte man jemandem gehorchen, der sich einfach nur bereichern wollte? Mit Frank Stronach trat nun zum ersten Mal ein reiner Privatmann auf den Plan. Einer, der keinen Hehl daraus machte, Geld verdienen und über das Erworbene ganz allein verfügen zu wollen. Plötzlich sah die bekannte Welt ganz anders aus. Ein neuer Fisch war im Aquarium. Nicht dass er wirklich so furchtbar viel Platz weggenommen hätte oder es sich um einen besonders gefährlichen Raubfisch gehandelt hätte, der alle anderen bedrohte. Die eigentliche Veränderung, die in dem Becken vor sich ging, lag im Verhalten der anderen Fische, die sich nun teils langsamer, teils schneller bewegten, heranschwammen oder Distanz hielten. Natürlich hatte es in Österreichs Wirtschaft und Gesellschaft schon früher wichtige Veränderungen gegeben: Seit den sechziger Jahren waren mehr und mehr große, multinationale Konzerne mit ihren Niederlassungen in das Biotop aus staatlichen Groß- und privaten Kleinbetrieben eingebrochen, das die Wirtschaft des Landes nicht erst seit dem Zweiten Weltkrieg prägte. Aber das waren anonyme Systeme gewesen, die irgendwie die große Welt repräsentierten und mittels lokaler Führungskräfte an die Gegebenheiten des Landes angepasst wurden – in den Kategorien des Aquariums so etwas wie große und nahrhafte, aber amorphe und anscheinend passive Korallenriffe, um die man herumschwimmen konnte. Auch hatte es immer schon reiche, sogar exzentrische Privatunternehmer gegeben, die aber meistens von lokaler Be-

deutung waren. Jetzt jedoch stand plötzlich ein dicker, schillernder Fisch in exotischen Farben mitten im Becken und glotzte den anderen einfach in die Augen. Von niemandem war dieser Stronach abhängig, keiner kannte ihn genau.

Österreich war nach zwei Generationen Pause an seinen ersten leibhaftigen Großkapitalisten gekommen. Wohin mit ihm? Das war ganz offensichtlich nicht einfach ein neuer Mitbürger, der zufällig mehr Geld hatte als die anderen. Statt des amerikanischen liberalen »Spielfelds« sahen viele Österreicher in ihrer Gesellschaft noch die alte Pyramide. Und dort gehörte Frank Stronach, seinem Reichtum und seinem Machtanspruch nach zu urteilen, ziemlich weit nach oben. Die einen akzeptierten den Fremden als neuen »Chef«, die anderen wollten ihn draußen halten und ihr Land weiter als riesigen selbstverwalteten Betrieb geführt wissen. Dass man sich in Österreich über das passende Gesellschaftsbild nicht einig war, hat manche Missverständnisse um den »Austro-Kanadier« hervorgebracht.

Ein einfaches, armes Landekind geht hinaus in die Welt, wird dort reich und mächtig, kehrt irgendwann mit über sechzig heim und ordnet die kleine Welt seiner Jugend nach den eigenen Regeln neu: Den Stoff hat der Schweizer Dramatiker Friedrich Dürrenmatt zum *Besuch der alten Dame* verarbeitet, einer Tragikomödie, die schon zwei bis drei Generationen deutschsprachiger Jugend als Schullektüre ihren Dienst tut. Die »alte Dame«, auf deren Geld es in der Schweizer Kleinstadt Güllen alle abgesehen haben, hat die Demütigungen ihrer Jugend nicht vergessen und rächt sich grausam an den Güllenern, indem sie sie bei ihren hässlichen Eigenschaften nimmt und zu einem Mord anstiftet. Über die Raffgier und die falsche Moral einer spießigen Kleinstadt sagt die Geschichte wohl das, was zu sagen ist. Nur die Figur der alten Dame selbst ist ein bisschen zu böse geraten. Warum sollte sie im Alter so rachsüchtig sein? Hass lässt sich nicht unbegrenzt konservieren,

und am schnellsten verdirbt er wahrscheinlich in der warmen Sonne des Glücks.

Frank Stronach ist kein Zorro. Wenn er so etwas einmal hat sein wollen, dann hat er sich seine Vergeltung für die widrigen Verhältnisse seiner Kindheit und Jugend so lange aufgespart, bis ihm von seiner Rachsucht nicht mehr als ein bisschen Spott und Verachtung übrig geblieben ist. Das große Lebensthema sucht man in seiner Biografie vergebens. Es findet sich nur ein etwas zwanghaftes Selbstbild. »Immer gut gelaunt« sei er gewesen, sagt der alte Frank Stronach über die Zeit, als er als junger Arbeiter 1954 von Weiz nach Kanada ging und erst nach sieben Jahren und mit einem klar vorzeigbaren Erfolg wieder nach Hause kam, eine »gute Einstellung« habe er gehabt. Jugendfreunde erzählen von einer beispiellosen Härte gegen sich selbst. So lange hat er es allen gezeigt, bis die, denen er es zeigen wollte, nicht mehr lebten oder es nicht mehr wert waren. Diese Haltung ist ihm geblieben. Jeder Auftrag wird erfüllt, koste es, was es wolle. Frank Stronach bleibt niemandem etwas schuldig. Mit über siebzig ist er noch immer ein Meister der persönlichen Disziplin, der mit voller Konzentration und ungebrochenem Ehrgeiz zwei Stunden täglich Tennis spielt, dann und wann ein Glas Rotwein trinkt, ein Mann in voller Muskelkraft und ohne ein Gramm Fett.

Stronach ist deutlich sympathischer als Dürrenmatts »alte Dame«, die grausam-perfide Kunstfigur eines Lehrstücks. Seinem rauhen, jungenhaften Charme verschließt man sich nur schwer. Man kann ihn mögen. Der Mann versteht es auch im Alter noch, die Respektbarrieren einzureißen und ganz unvermittelt sehr persönliche Beziehungen herzustellen. Er wechselt rasch vom Sie zum Du, wobei es ihm augenscheinlich ganz gleich ist, wie reich, mächtig und bedeutend sein Gegenüber ist. Sogar Journalisten, die ihn besucht haben, freuen sich über seine plötzliche kumpelhafte Herzlichkeit. Es ist eine dezidiert männliche Form der Vertraulichkeit. So kann es passieren, dass

Stronach, mit einem gerade noch Fremden auf dem Sofa sitzend, sich mit leuchtenden Augen über die Potenz freut, die ihm erhalten geblieben ist, und ungeniert unter vorbeischwebende Röcke linst. »Aber kaum glaubt man, man ist ihm nahe«, sagt einer, der ihn häufiger trifft, »geht ganz plötzlich eine Jalousie herunter.« Niemand lobt ihn ungestraft; wer ihm Komplimente macht, tritt ihm zu nahe. Wer ihm gefällt, wird vom Fleck weg engagiert. Aber wenn die Jalousie fällt, wird er sofort gefeuert. Ein Journalistenteam aus Wien, das Stronach in Übersee freundlich und großzügig empfangen hatte, erlebte da eine bezeichnende Episode. Die Besucher waren beeindruckt, wie herzlich Stronach in ihrem Beisein die Qualität einer persönlichen Mitarbeiterin lobte und die Frau immer wieder als sein »bestes Stück« pries. Als die Besucher ein paar Tage später noch einmal nach der vorgeblichen Perle des Konzernchefs fragten, war diese dann allerdings schon entlassen.

Kunden aus der Autoszene, von denen viele tagein, tagaus mit windigen Verkäufertypen zu tun haben, schätzen Frank Stronachs Offenheit, auch wenn sie zu wissen glauben, dass der Mann ihnen längst nicht immer die Wahrheit sagt. Aber er lügt immerhin nachvollziehbar; ein Habitus ist es nicht geworden. Wie er redet, wirkt oft schlicht, aber auch entwaffnend. Man macht ihm nichts vor, jedenfalls nicht mit Worten – jeder merkt sofort, dass man diesem Mann mit Spitzfindigkeiten nicht beikommt. Frank Stronach ist selbstbewusst, aber nicht arrogant, hart, aber nicht ausgesucht grausam. Wer seinen Ansprüchen nicht gerecht wird oder aus anderen Gründen in Ungnade fällt, muss weg und hat sofort aus seinen Augen zu verschwinden. Er kann sich aber immerhin darauf verlassen, nicht mit Prozessen und sonstigen Nachstellungen verfolgt zu werden. Schwäche wird nicht geduldet, Stronach ist immer für klare Schnitte. Sein langjähriger Weggefährte Alois »Al« H., einer der vielen, die er aus Österreich nach Kanada holte, musste nach der zweiten Bypass-Operation die Sachen packen. Beleidigungen hat man

von Stronach aber nie gehört. Seiner erwachsenen Tochter Belinda erweist er uneingeschränkte Solidarität, und seinen Sohn Andrew, zu dem er ein eher getrübbtes Verhältnis hat, hat er öffentlich nie bloßgestellt.

Dass er sich mit seinen eigenen Fehlern nicht auseinander setzen muss, gehört zu den trügerischen Segnungen der Macht. »Er mag es gar nicht, wenn man ihm widerspricht«, sagt Fred Jaekel, auch ein langjähriger Weggefährte. Seine Geschichte mit Stronach sagt über dessen Umgang mit Mitarbeitern und ganz allgemein mit Menschen das Nötige aus. Jaekel, ein Deutsch-Argentinier, hatte die Schule abgebrochen und in Deutschland herumgejobbt, bis er seiner Freundin nach Kanada folgte. Stronach wurde zufällig auf ihn aufmerksam, erkannte in ihm den Tüftler und Autonarren und gab dem scheinbaren Nichtsnutz etwas, das kein vernünftiger Personalchef ihm zugestanden hätte: Verantwortung. Obwohl er eigentlich kein richtiger Geschäftsmann war und auch irgendwie keiner wurde, stieg Fred Jaekels Stern in den achtziger Jahren immer höher – was dieser Mann an Einsatz und Ideen brachte, konnte keine Business-Schule vermitteln.

Dann aber kam es zum Bruch. In einer schweren Krise entschloss sich Stronach zu weitgehenden Entlassungen. Jaekel machte nicht mit. »Die Leute, die jetzt entlassen werden sollen, von denen haben viele so viel gearbeitet, dass ihre Familien darüber zerbrochen sind«, gab der junge Manager zu bedenken. Jaekel widersprach nicht nur, nein, er »schwächelte«, um es in den Kategorien der Magna-Führungsetage auszudrücken. Die Widerworte reichten zur fristlosen Entlassung. Als Stronach kurz darauf merkte, dass er ihn doch brauchte, rief er Jaekel zurück und entschuldigte sich sogar vor dem Aufsichtsrat bei ihm. Beim zweiten Bruch dann, ein paar Jahre später, reagierte Stronach noch heftiger und ließ seinen langjährigen Günstling von der Werkssicherheit entfernen. Und nun war es endgültig vorbei. »Wer mit ihm auskommen will«, sagt Jaekel, »muss ihn

alleine glänzen lassen. Er ist der Held, Konkurrenz verträgt er in dieser Beziehung keine.«

Viel wichtiger als die »alte Dame« und ihre komplizierte Psyche ist schon in Dürrenmatts Drama die Bevölkerung ihrer kleinen Schweizer Heimatstadt. Nicht die Ankunft einer 62-jährigen Frau mit viel Geld am Bahnhof von Gullen ist die Nachricht. Erst der Bürgermeister mit seiner Rede, der vollzählig angetretene Gemeinderat und der Kinderchor mit seinem Ständchen machen sie dazu. Die Ansprüche des Milliardärs aus Kanada, seine Wünsche und seine Ideologie allein können Österreich nicht verändern. Für sich genommen sind sie bloß eine Herausforderung.

Frank Stronachs Erscheinen in der österreichischen Öffentlichkeit um die Mitte der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts war von Zeichen und Wundern begleitet. Es wurde zum ersten Mal privatisiert, die mächtigen Sozialpartner schwankten, und den Horizont verdüsterte der apokalyptische Reiter Jörg Haider, der demnächst in Hütten und Palästen fürchterliche Einkkehr halten würde, die einen erhöhend, die anderen vernichtend. »Willkommen im freien Markt!« stand damals frech auf den Plakatwänden der Elektronik-Handelskette Media-Markt, eine Parole weit eindringlicher als jeder Wahlkampf-Slogan, und das Land erwartete zitternd die Zeitenwende. Etwas Großes tat sich, und ein kleiner Mann mit weißen Haaren gab dem Geschehen langsam ein Gesicht. Erst hatte man Frank Stronach nicht so richtig wahrgenommen. Die Zeitungen wurden erst aufmerksam, als der Milliardär aus Amerika im Süden Wiens einen riesigen Freizeitpark in Form einer Weltkugel bauen wollte. Wachsame Eingeborene konnten die Verrücktheit gerade noch abwehren. Aber etwas Unerhörtes war geschehen, und auch den Siegern im Kampf um die Kugel war klar, dass eine enorme Veränderung bevorstand. Weltkugeln baut man nicht einfach auf eigene Rechnung irgendwohin, selbst wenn einem das Grundstück gehört, und schon gar nicht in einem

Land, in dem in den Touristendörfern selbst die Farbe des Fensterblumenschmucks einem Gemeinderatsbeschluss unterliegt. Schon allein die Idee musste das Land verändern.

Frank Stronach unterwirft sich den geltenden Regeln nicht einfach, schon deswegen halten viele Gegner den »umstrittenen Geschäftsmann« für eine Art Rammbock der freien Marktwirtschaft oder für einen Herold des »Neoliberalismus«. Das ist ein Missverständnis. Die wirklichen Neoliberalen mögen den Staat nicht als Eigentümer oder überhaupt als wirtschaftlichen Akteur. Sie wollen ihn aber als strengen, unbestechlichen Schiedsrichter, der auf Chancengleichheit zwischen den Wirtschaftssubjekten achtet. Ein Staat, nach dessen Pfeife auch die Reichen und Mächtigen tanzen, muss stark sein, zwar nicht wirtschaftlich, aber moralisch. Wirklich liberale Staaten in diesem Sinne sind hart und autoritär, wenn es darum geht, ihre Regeln durchzusetzen. In den USA ist zwar bis hin zum Gefängnis fast alles privat, es gibt keine Pensions- und keine Krankenversicherung und kaum einen Kündigungsschutz für Arbeitnehmer. Aber ein Manager, der Bilanzen fälscht, kann es mühelos auf eine Haftstrafe von 300 Jahren bringen. Jeder hat im Rahmen der Gesetze die größte Freiheit, sich zu bereichern. Aber wehe dem, der die Grenzen überschreitet! Der Staat ist kein milder Vater wie in Europa, der für die Seinen sorgt und ihnen ihre Sünden vergibt, sondern ein alttestamentarischer Richter, der irgendwann mit eiserner Faust dazwischenfährt.

Frank Stronach dagegen fühlt sich vom Staat und seinen Organen magisch angezogen. Er will sie nicht schwächen, sondern für sich nützen. Er nimmt Förderungen von Bund, Land und Europäischer Union an, freut sich über eine autofreundliche Industriepolitik in der Steiermark, kauft von der öffentlichen Hand Betriebe, geht mit den Spitzen von Staat und Gesellschaft auf den Opernball in Wien, lässt sich hoch dekorieren, kandidiert für das Parlament und sponsert Parteien, er steigt im halbstaatlichen Fußballsport zur nationalen Größe

auf und greift in öffentliche Debatten ein. Das alles tut er nicht verschämt und als Privatperson, sondern als Gründer und oberster Chef der Magna. Nur Steuern zahlt er nicht gern. Stronach steht nicht, wie die Neoliberalen, für die klare Trennung der Sphären, hier der schlanke Staat, da der fette Bourgeois. Er agiert am besten im Milieu der größtmöglichen Vermischung von privaten und öffentlichen Interessen. Wem gehört das alles? Was ist öffentlich, was privat? Was ist Geschäft und was ist Politik? Diese Fragen drängen sich über Jahrzehnte und über Kontinente jedem auf, der das Wirken des Frank Stronach begleitet. Dem Besucher seiner Magna-Zentrale im niederösterreichischen Oberwaltersdorf stellen sie sich ebenso wie dem Beamten, der private und öffentliche Belange sorgsam getrennt sehen will, oder dem Aktionär, der auf eine gute Dividende aus ist und nicht irgendwelche Wahlen gewinnen möchte. Die Verhältnisse, die der gebürtige Österreicher überall in seinem weltweiten Imperium hervorgebracht hat, sind dazu angetan, überall dieselbe Art von Verwirrung zu stiften. Der Magna-Konzern gehört ihm nicht, aber er beherrscht ihn. Die Manager seiner Betriebe genießen die größte Freiheit, unterliegen aber strengen Regeln. Arbeitnehmer erhalten eine geregelte Gewinnbeteiligung, dürfen aber keine Betriebsräte wählen. Er nimmt Politiker in seinen Dienst und führt sie in eine merkwürdige Zwitterexistenz: Halb noch öffentliche Figur, dienen sie für alle sichtbar doch einem privaten Interesse.

Mit seiner irrlichternden Position zwischen öffentlich und privat, Macht und Geld, passt Stronach viel besser in ein kleines europäisches Land als in ein großes amerikanisches. Mit ihm darf man sich liberal und privat fühlen, ohne es wirklich zu sein. Der Staat ist in Europa seit den achtziger Jahren überall auf dem Rückzug, und das nicht nur von seinem vorgeschobenen Posten als Eigentümer und Manager. Der alte Staat kann als guter Vater nicht mehr überzeugen und ebenso wenig als strenger Richter; er liegt einfach angeschlagen wie ein Betrunk-

kenen in der Gosse und jeder, der vorbeikommt, geht ihm ungestraft an die noch immer volle Brieftasche. In den USA sind die Helden des letzten Jahrzehnts die Youngster, die mit dem Handy die New Economy revolutionierten, und die eisenharten Wirtschaftsanwälte, die sie dann später im Namen ihrer Anteilseigner in den Knast bringen. In Österreich sind es Frank Stronach und sein einstiger Angestellter Karl-Heinz Grasser. Beide beten die Sprüche über den Rückzug des Staates und die Freiheit des Einzelnen nach und nehmen ansonsten, was sie kriegen können.

Frank Stronach verhält sich immer nur so, wie man es ihm anbietet und wie es ihm am besten nützt. Ihm einen Vorwurf zu machen, führt nur in die Irre. Nicht auf ihn kommt es an, sondern auf die acht Millionen Österreicher, die ihm diese oder jene Rolle übertragen. Sie machen die Regel, ob sie es wissen oder nicht.

Von der Hütte in den Palast

Eine Märchenkarriere

Nimmt man am prächtigen Hauptplatz des Kleinstädtchens Weiz die Straße links oben neben der Kirche, kommt man schnell in den Wald. Der Weg schlängelt sich, wird immer enger, und je schneller links unter der Straße die Raab wird, desto langsamer wird der Verkehr. Nach ein paar Kilometern weitet sich das Tal wieder. Bauernhöfe grüßen aus der Ferne, hin und wieder taucht, näher an der Straße, ein modernes Einfamilienhaus auf. Ziegeldächer, Geranien, Postbushaltestellen – Österreichs Corporate Design. Wenn dann plötzlich auf der rechten Seite der Blick auf eine kleine Hangsiedlung im Stil der sechziger Jahre fällt, wird man sich allenfalls wundern, wer hier, fern von Kirche und Gasthaus, einmal hat bauen lassen. Fährt man hinein in die Häusergruppe, wird man nichts Außerordentliches entdecken – nur mittendrin ein paar Parzellen, die etwa so klein sind wie Schrebergärten am Rande einer Großstadt – und das, obwohl Platz in dieser Gegend doch reichlich vorhanden ist.

Man braucht schon einen geübten Archäologenblick, um hinter dem Ensemble aus Ordnung und Langeweile ein ganz anderes Stück Österreich zu ahnen. Manche der alten Leute, die hier wohnen, können noch Fotografien von früher zeigen: Bilder von kleinen, windschiefen Bretterbuden, die Siedlung durchzogen von matschigen Wegen. Wenn die barfüßigen Bu-

ben im Vordergrund keine Lederhosen trügen, könnte man glauben, Fotos aus einer brasilianischen Favela vor sich zu haben. Das kleine Wohnviertel am Rande des Raabtals ist unter den Bewohnern des Dorfes Kleinsemmering bis heute als »die Kolonie« bekannt. In der Kolonie gab es bis 1949 kein fließendes Wasser. Die Bauern aus der Gegend und die Kleinbürger aus Weiz machten um die Siedlung einen Bogen. »Ganz schön hergegangen« sei es, erzählt Erna Bräuer, die 1925 mit vier Jahren hierher kam und seither ohne Unterbrechung hier lebt, besonders wenn die Männer dem »Most«, einem Apfelwein, zusprachen und dann nach Herzensluft rauchten. Anders als heute, »wo sie alle in ihren Häusern hocken«, spielte das Leben sich damals vorwiegend im Freien ab, schon weil die Baracken für einen längeren Aufenthalt zu klein waren. Auch die großen Familien hatten in der Regel nur eine Küche und einen Wohnraum zur Verfügung. Für Kinder mag die Freiheit des Lebens in der Siedlung die Armut noch aufgewogen haben. Die Kolonie war, wie Frank Stronachs zweite Heimat Toronto, multikulturell; hier lebten neben armen Österreichern viele Italiener, Kroaten und Ungarn. Es war eine offene Gesellschaft. Als besondere Attraktion gab es auch einen Transvestiten, der in aller Öffentlichkeit mit Kopftuch und Spitzenunterhosen herumspazierte, was im bäuerlichen oder gar im bürgerlichen Österreich der Zeit wohl nicht möglich gewesen wäre.

Nicht der große Einkommensunterschied war es, der die Distanz schuf. Im Ständestaat der dreißiger Jahre wurde deshalb so großer Wert auf soziale Unterschiede gelegt, damit die allgemeine, alle Stände übergreifende Armut keine gleichmacherische Wirkung entfalten konnte. Jeder sollte hübsch an seinem Platz bleiben. Die Industrie drohte die alten Hierarchien, die ohne Kaiser in Legitimationsproblemen steckten, auf den Kopf zu stellen. In der Barackensiedlung aber gab es viel eher elektrischen Strom als auf den stattlichen Höfen der Umgebung, und so mancher Arbeiter mochte besser dran sein als